



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Szczepanski, Max von: Von der Pflicht zur Freiheit

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Von der Pflicht zur Freiheit

Von Dr. Max von Szczepanski



in vierzigjähriger Zug durch die Wüste stehe unserem Volke bevor — so hat der Reichsminister des Auswärtigen, Herr Hermann Müller aus Mannheim, in jener Sitzung der sogenannten Nationalversammlung sich geäußert, welche der Ratifikation des Friedensvertrages galt. In dem von diesem hohen Beamten gewählten Willede bleibend, wird man sich aber fragen dürfen, ob die Deutschen wirklich solche Kamele werden sein wollen, jenen Weg mitzumachen: einen Weg der Fronarbeit und der Knechtschaft, des Hungerns und Dürstens, und dies nicht nur der äußeren Erscheinung unseres Volkslebens nach, sondern ebenso sehr auf geistigem und seelischem Gebiet. Glücklicherweise hören wir bereits aus dem gleichen Lager, aus dem dieser Reichsminister in sein verantwortungsvolles Amt hineingelangt ist, eines anderen Mannes Stimme, des Herrn August Winnig, aus dessen kürzlich in der „Glocke“ erschienenem Artikel folgende Stellen hervorgehoben zu werden verdienen.

„Man müßte sich schämen ein Deutscher zu sein, wenn es zuträfe, daß die heute amtlich verlautbarte Gesinnung wirklich und für alle Zeit vom deutschen Volke geteilt würde. Wenn die Masse des Volkes zu den amtlichen Friedensreden schweigt, so tut sie das nur, weil sie nach der furchtbaren Anspannung der fünf Leidensjahre wirklich, aber nur vorübergehend, zu jener Stufe nationaler Gleichgültigkeit herabgedrückt ist, wo ihr aller Sinn für die eigenen Würde fehlt. Daß sich auch nur ein erheblicher Teil des Volkes zu jenem Glauben an die Gerechtigkeit im Völkerleben bekennt, von dem die offiziellen Redner singen und sagen, ist einfach nicht wahr. Jeder Versuch, dem Volke das heutige Verlegenheitsgestammel als Ausfluß einer neugewonnenen Erkenntnis darzustellen, kann gar nicht scharf genug zurückgewiesen werden. Es hieße die geschichtliche Situation ganz verkennen, wenn man glauben wollte, daß dieser Krieg und dieser Frieden der Völkerverbrüderung den Weg geöffnet hätten. Noch ist es Nacht in Deutschland, aber der Morgen wird kommen. Noch schlägt der Irrsinn den Staat in Stücke. Aber bald wird ein Taumel der Arbeit die Massen ergreifen, und neue Mauern werden wachsen. Noch weckt das Wort vom Vaterlande in den Massen höhnisches Gelächter. Aber die Zeit wird kommen, wo Heimat und Volkstum auch dem Geringsten das höchste und heiligste sein werden. Dieser Zeit harren wir entgegen.“

Die Freude an diesen mutigen und mannhaften Sätzen wird jeder teilen, der gewillt ist, sein nationales Empfinden allen Parteiidealen und Parteigrundsätzen voranzustellen. Aber ebenso sollte jeder die Pflicht fühlen, in noch freudigerer Arbeit daranzugehen, um jener im Volke verborgenen Stimmung zu Luft und Licht zu verhelfen. Vornehmlich wird es Aufgabe der älteren Generation sein, in dieser Hinsicht mit praktischem Beispiel einzusetzen und richtunggebend zu wirken. Gerade diejenigen, welche ein Menschenalter hindurch oder noch länger mit lebensvollem Bewußtsein der Glanzzeiten des Reiches sich erfreut haben, dürfen nicht mit diesem für sie erhebenden Bewußtsein abschließen und die Hände in den Schoß legen wollen, meinend, nun werde sich der kummervollere Rest des Lebens eben auch noch ertragen lassen. Nein — das wäre erbärmlich! Im Gegenteil müssen sie sich sagen, daß die Jugend ein Recht hat, Forderungen an sie zu stellen, denen sie vorausführend entgegenkommen müssen. Unsere Großväter haben die Franzosennot und den Freiheitskampf durchgeföhrt, unsere Väter in den Einigungskriegen ein Reich zusammengeschmiedet, das aber wir trotz gewaltiger Anstrengung in der uns überkommenen Form zu sichern nicht vermochten: das Erbe ist in Gefahr, ist fast verloren! Da gehören wir nicht auf die Bärenhaut; da dürfen wir nicht zur Jugend sagen: Seht nun Ihr zu, wie Ihr Neues, Erhabenes schafft! Wir dürfen dies um so weniger, als so vielen durch den Krieg

der Vater genommen ist, der ihnen Führer und Förderer gerade in nationalen Fragen hätte sein sollen. Welches Ziel aber wäre da angemessener und würdiger als dieses: daß unser verlorenes Volk sich findet und sich zu neuer Größe hebt!

Freilich tönt in vieler Seelen auch die andere Saite: „Wenn Gott ein Volk geschlagen hat, wälzt er einen Felsblock über die Gruft und gebietet Stille. Er will wieder goldene Äcker und spielende Kinder sehen“. Aber derselbe Gott hat auch Eisen wachsen lassen und will keine Knechte, sondern auf freiem Grund freie Völker. Und am wenigsten geziemt knechtische Bescheidenheit einem Volk, an dessen Wesen nach dem Ausspruch und Anspruch seiner Poeten und Propheten die Welt hätte genesen sollen. Heute wird diese Illusion verhöhnt als ein Ausdruck der von den Alten so gefürchteten und oft gestraften Hybris. Doch eben ein hoher Sinn verpflichtet, nicht nach Maßlosigkeit in Kleinheit zu versinken, wenn das Schicksal prüfend oder gar rächend über uns wegzuschreiten droht; sondern:

Tu ne cede malis, sed contra audacior ito,

muß in solchen Zeiten der Wahlspruch und Wahrspruch jedes einzelnen wie des ganzen Volkes sein.

Solchem Wunsche, über dem Schicksal zu stehen, widerspricht es allerdings, wenn regierungsseitig verlangt wird, daß unsere Volksgenossen die Arbeit, die wir vertragsmäßig auf fremdem Boden zu leisten haben werden, gerne tun sollen; wenn unter dem Zerrbild des Völkerbundes der Versöhnungsgedanke zu allererst und ganz einseitig bei denen eingepflanzt, genährt, verbreitet werden soll, die vorübergehendem eigenem Irrsinn, nicht fremder Kraft erlegen sind und nur auf Grund dieser Tatsache so wie geschehen geknebelt werden konnten. Nach dem Willen der Entente kann und soll uns die bevorstehende Arbeit am Wiederaufbau in Belgien und Frankreich nicht etwa freimachen von jener Schuld, die verlogene Feindschaft uns nachsagt und die unterschriftlich zuzugestehen ein deutsches Parlament und eine deutsche Regierung sich nicht gescheut haben. Aber diese Arbeit wird uns freimachen von dem Wahn, daß unsere Gegner nach nichts herzlicher als nach brüderlicher Gemeinschaft mit uns sich sehnen — wie auch alle Arbeit im inneren Staats- und Wirtschaftsleben uns lehren wird, daß Arbeit nur den Freien froh macht, daß ihr stiller Segen nur im Wettbewerben nach Fortschritten bei der Leistung sich erweist. Nicht die Arbeit für andere, sondern die Arbeit im Verein mit anderen ist ja auch das sozialdemokratische Ideal, zu dessen Verwirklichung das Räteystem und die Sozialisierung der Betriebe helfen sollen. Was bei der Innenpolitik durch parlamentarischen Mehrheitsbeschluß sich erreichen läßt, das soll im Räte der Völker nach Ansicht unserer sogenannten Staatsmänner durch friedenswillige Unterwerfung herbeigeführt werden. „Wir werden dieser Aufgabe am besten gerecht, wenn wir allen militaristischen Gedankengängen entsagen, wenn wir jetzt schon unsere Jugend dazu erziehen, daß in Zukunft nicht das Schwert, sondern nur das Recht über die Beziehungen der Länder zu entscheiden hat.“ So lautet das Programm unserer Regierungsmänner, die aber an eben dem Völkerbund, dem sie uns verschrieben haben, beklagen, daß er ein Schwert ohne Klinge sei; die ihn durch Einführung eines obligatorischen Schiedsgerichtsverfahrens zur tatsächlichen Vermeidung von Kriegen ergänzen sehen wünschen und zur Durchsetzung solchen Wunsches keinen anderen Weg vorzuschlagen wissen als den entsagenden Verzicht auf ein deutsches Heer, als das Hilfsmittel diplomatischer Kunst, also den Verzicht auf Selbstständigkeit und Selbstachtung, ein Gefühl, welches doch daran gebunden ist, daß man Wiedervergeltung im guten und im schlimmen üben könne.

Nur wer sich zu wehren weiß, kann sich frei fühlen. Hier liegt nach wie vor die Entscheidung über das Glück und die Sicherheit unseres Vaterlandes, dessen heutige Lage man geschildert glaubt, wenn man die Worte liest, die ein deutscher Dichter vor neunzig Jahren schrieb:

Ohnmacht, Zerstücklung, jegliche herbe Schmach
war unser Loß, seitdem du Germaniens
Reichsapfel nicht mehr wiegst in deiner

Rechten, o Herr, und, von uns verlassen
 uns alle preisgabst schimpflichem Untergang!
 Wohl tat Erneuerung unserem Reiche not,
 doch nicht Zerstörung; tief im Busen
 trug es den edelsten Keim der Freiheit —
 und wenn er in derselben Ode ausruft:

Wer Sklave wünschte zu sein, er bleib's!

Wir möchten frei sein, einig und groß!

Daß wir dahin wieder gelangen, ist die Pflicht der Arbeit für uns alle. Zwar unser Schwert ist zerspellt — nun so müssen wir es eben neu schmieden wie der Siegfried der Sage sein Siegfriedschwert, müssen es schmieden aus den wenigen Epänen, die uns geblieben sind. Hier liegt vornehmlich die Aufgabe der kriegs-erfahrenen Jugend, die nicht nach so vielen Taten und Opfern sich für die reifste Zeit ihres Lebens wird verflaut wissen wollen; sie wird, das steht gewiß zu hoffen, den Weg suchen und finden, der uns aus Elend und Schmach wieder hinaufführt zu geachteter Größe. Wer es unterläßt, ihr den Mut zu stählen, oder gar unternimmt, ihr die Kraft zu lähmen, der versündigt sich an ihr, am Vaterland, an den gefallenen Helden, an den kommenden Geschlechtern. „Noch ist die Freiheit nicht verloren“ — dieses alte Lied sollte überall gelehrt und gesungen werden, wo Deutsche in guten und trüben Stunden zu gemeinsamer Erhebung und Auf-richtung sich zusammenfinden. Noch haben wir keinen Anlaß, endgültig zu ver-zweifeln, solange nicht der Versuch zum Wiedergewinn der Freiheit gemacht ist, wiewohl es sicher nicht leicht ist, Jahre, ja vielleicht jahrzehntelang zwischen Elend und Ekel, zwischen Verdrossenheit und Kleinmut, zwischen Ungeduld und Hoffnungslosigkeit, zwischen Anfechtungen und Widerwärtigkeiten des persönlichen und öffentlichen Lebens, über Schutt und Lebensscherben schnüchlich-sieghaft den Glauben und das Ziel festzuhalten, daß ein Tag der Freiheit kommen muß, daß er kommen wird — wenn wir nur wollen gelernt haben, wenn es erst uns Herzenspflicht und Herzengewohnheit geworden ist, die geistigen und sittlichen Werte zu pflegen, welche die Voraussetzung zum mindesten für die innerliche Er-hebung, für den Willen zur Freiheit sind.

„Gib deinem Deutschland wieder ein deutsches Herz!“ Dieses Flehen des Dichters sollten wir uns zu eigen machen und alle Arbeit daransetzen, die ver-worrene und verschüttete Gesinnung der Massen, aber auch der verführten Intellektuellen, in dieser Richtung wirksam zu beeinflussen. Wir wollen und müssen dahin gelangen, daß wir nicht mehr voreinander den Helotenblick zu senken haben, sondern als Männer, die frei zu werden wissen, frei einander in das Auge schauen können. Wir meinen: wer wie die meisten jungen und alternden Männer des lebenden Geschlechts das Sterben gelernt hat, der versteht das Dienen nicht mehr. Was wir für uns ablehnen, dürfen wir auch den Nach-kommen nicht zumuten und dürfen deshalb nicht darauf verzichten, die deutsche Jugend zu Männern der Kraft, zu Degen von gutem Eisen heranzubilden. Wir sind überzeugt, daß wir unser Heil nicht von außen zu erwarten haben, aber daß wir selbst die Ketten brechen können, sobald wir den Willen zur Freiheit haben. Wir glauben an das Recht der Vergeltung, an Deutschlands Zukunft — und sollte dieser Glaube dennoch einst trügen, wären wir wirklich zu ewiger Knechtschaft bestimmt, dann erst und dann noch haben wir dem Leitwort nach-zuhandeln:

„Soll der letzte Stern verbleichen
 An des deutschen Himmels Rand,
 O so decken unsere Leichen
 Das verlorene Vaterland.“

